

ein, was ich in diesen Blättern in Bezug auf die Nonnen in der Familie Alfieri gesagt habe: die Ausübung eines bestimmten Berufes beweiße durchaus nicht, daß der Betreffende die dazu nöthigen Eigenschaften gehabt, geschweige denn geerbt habe. Söhne von Geistlichen, Richtern, Lehrern u. s. w. ergreifen oft den Beruf des Vaters, weil er ihnen den Weg dazu bahnt, Söhne von Schustern, Schneidern, Tischlern zc. betreiben nicht das Handwerk des Vaters, weil sie die Fähigkeit, Röcke, Schuhe und Tische zu machen, geerbt haben, sondern weil sie von Kindheit auf das Handwerk kennen lernten. In jeder Familie, welche einen großen berühmten Mann hervorgebracht hat, werden die Kinder stets ermahnt oder von Ehrgeiz angetrieben, es ihm gleichzuthun; das Génie oblige wird ihnen wie dem Adel das Noblesse oblige vorgehalten, und sie wenden sich mit Eifer dem Berufe des berühmten Vaters oder Großvaters zu, in der Hoffnung, es ihm gleichzuthun, im Glauben an ihr geistiges Erbe. Aber gerade die höchsten intellectuellen Gaben sind gar nicht oder nur in homöopathischen Dosen erblich.

Die großen Genies in Kunst und Dichtung, sowie die größten Feldherren sind entweder kinderlos geblieben oder wenn sie Nachkommen hatten, sind diese dem Berufe des Vaters nicht gefolgt, und wenn sie ihm folgten, haben sie darin fast nie sich über die Mittelmäßigkeit erhoben. Die meisten Merovingen Könige, sagt Lorenz, haben zwar die Krone, aber keinerlei königliche Qualitäten geerbt. Und dasselbe ließe sich vielleicht auch von manch' anderer Dynastie sagen. Es liegt nahe, den despotischen Charakter Ludwig's XV. für ein bourbonisches Erbe, namentlich von seinem Urgroßvater Ludwig XIV. zu halten; aber wenn uns Saint-Simon erzählt, wie sein Erzieher Marschall Villeroi den von einer Krankheit genesenen sechsjährigen König an das Fenster der Tuileries führte, ihm die auf dem Carrousselplatze jubelnde Vive le roi rufende Volksmenge zeigte und ihm dabei sagte: „Sehen, Eure Majestät, dieses ganze Volk, das Alles gehört Ihnen, Sie sind dessen Herr und Gebieter“, und dies so oft wiederholte, bis er es ihm eingepägt hatte, dann brauchen wir nicht nach Erblichkeit zu forschen. Er hat die Lehre sehr gut behalten, fügt Saint-Simon hinzu. Und ebenso liegt auch den schlechten und krankhaften Eigenschaften bei allen Ständen, wohl in manchen Fällen aber, wie es scheint, auch nur in der Minorität der Fälle „erbliche Belastung“ zu Grunde. Sehr viel, vielleicht das meiste, thun Erziehung, böses Beispiel und äußere Verhältnisse, das „Milieu“.

Selbst Lombroso (in seinem Aufsatz: Verbrecher und Narren im modernen Drama und Roman) giebt zu, daß die starke Zunahme der geistigen und Nervenkrankheiten in der Gegenwart größtentheils Folge der modernen Lebensweise, des gierigen Jagens nach Gewinn, Macht und Auszeichnung sei und daß die Trunksucht zur Hervorrufung ihrer schädlichsten physischen und moralischen Folgen der modernen Hypercivilisation oder Degeneration bedarf. Und Lorenz meint, daß man bei der großen Verbreitung des Ausschages und anderer ansteckender Krankheiten im Mittelalter, bei der seit Jahrhunderten in germanischen Ländern herrschenden Trunksucht, die „im sechzehnten Jahrhundert einen fast märchenhaften Charakter angenommen hat“, eigentlich voraussetzen könne, daß jeder jetzt Lebende unter seinen Ahnen einen oder mehrere Säuser oder mit ansteckenden Krankheiten Behaftete gehabt habe. Wenn diese Annahme auch nur zum Theil richtig ist, denn die Behandlung, die man den Leprosen im Mittelalter angewandt ließ, gestattet nicht den Schluß, daß noch Nachkommen von ihnen leben, so bietet sie doch einen jedenfalls beruhigenden Eindruck: man kann sich bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft wohl mit der Hypothese beruhigen, daß selbst, wenn jeder krankhaft physische oder moralische Zustand etwas Ererbtes wäre, doch sehr viele unserer Vorfahren in dieser Beziehung die Nachkommen enterbt haben. Mit anderen Worten: im guten wie im bösen Sinne gilt die bloß auf

die Geburt beruhende Vererbung sehr wenig, es muß noch etwas Anderes hinzukommen, um sie wirksam zu machen. Daß hier der Forschung noch ein sehr weites Feld offen steht, sieht Jeder ein, und es ist das Verdienst von Lorenz, ein weiteres Hülfsmittel dazu in der wissenschaftlichen Genealogie aufgezeigt zu haben. Freilich müßte diese, um verläßliche Resultate zu liefern, in der von ihm empfohlenen Weise betrieben werden.

## Literatur und Kunst.

### Bunte Erinnerungen.

(Hebbel — Liebig und Wöhler — Seibel.)

Von Klaus Groth.

Ich war noch ein Knabe, als ich beim Kirchspielvogt Dührsen in Heide Schreiber wurde, ganz ebenso wie Friedrich Hebbel ein halb Duzend Jahre vorher beim Kirchspielvogt Mohr in seinem Geburtsort Wesselburen\*). Es geschah nicht aus Noth, meine Eltern hatten ein schuldenfreies Haus, Garten- und Landbesitz für vier Milchkühe, einen Handel mit Mehl, Grütze zc., später die nahegelegene Kornwindmühle und gegen zwanzig Stück Hornvieh. Diese Schreibstellen bei den Bögten, dem Pfennigmeister, waren für die Söhne aus wohlthätigen Bürgerfamilien gesucht, sie führten durchschnittlich allmählig zu angesehenen Beamtenstellen im Zoll- und Postwesen, Einnehmern der Kirchspielsitten zc., denn in Ditmarschen hatten wir noch Zollfreiheit, sowie Communalverwaltung aus der alten republikanischen Zeit gerettet. Die nichtstudirten Bögte, obgleich nach altem Indigenatrecht geborene Ditmarscher, standen in keinem besonderen Ansehen, es hastete ihnen ein Odium an, seit sie nach der Eroberung des Landes 1559 vom König von Dänemark und den Herzögen von Holstein uns, wie einst den Schweizern, als wirkliche „Bögte“ aufgezwungen waren. Schrieb doch noch der damalige Landvogt z. B. in einem etwaigen Erlaß an meinen Vater, der gewählter (unbesoldeter) Communalbeamter, sog. Strom- und Dammrichter (Wege- und Wasserlauf-Aufscher), oft Eggensvorsteher oder Armenvorsteher war, so etwa: „Ich, Anton Christian Friedrich Griebel, bestallter königlicher Landvogt von Norderditmarschen, Statsrath, Ritter vom Dannebrog und Dannebrogsmann gebiete Dir, dem Eingefessenen Hartwig Groth, daß Du am 20. October d. J. auf meiner Diele erscheinst, um was Rechtens zu vernehmen“. Mein Vater lachte über diese Formel, wurde natürlich persönlich mit „Herr“ und mit „Sie“ angeredet, keineswegs auf der „Diele“ gelassen und sprach mit dem wirklich gebildeten alten Herrn wie mit seinen Nachbarn. Ich hörte meinen Vater schon als Knabe öfter gegen Andere äußern: „Wi sünd hier in en frie Land“. Was ich damals natürlich gar nicht verstand. Aber darin lag denn, wie ich später mit Dank erkannte, ein Vorzug, den auch wir Heider, bei allen sonstigen Mängeln, gegen eine kleine Residenz nicht hoch genug zu schätzen hatten. Wir kannten Niemand über uns und Niemand unter uns. Wir regten unsere Kräfte nach Belieben, von Niemand gelenkt noch gehemmt, als freie Leute. Popularität gewährte diese Art des Verkehrs nicht, der Zudrang zum Studium der Rechte war daher nicht groß, Advocaten wurden durchweg wie Spitzbuben betrachtet, und auch die Kirche bot weder hohes Ansehen noch große Einkünfte, Gelehrte brauchten und

\*) Wir waren nicht „Kirchspielschreiber“, wie Emil Kuh in der Biographie Hebbel's angiebt. Der Kirchspielschreiber war Beamter wie der Kirchspielvogt. Kirchspielschreiber war in Meldorf z. B. früher der berühmte Orientreisende Caspar Niebuhr, der Vater des großen Historikers Niebuhr.



hatten wir kaum. Wir Schreiber waren im Allgemeinen mehr ideal gesinnte Leute, als unsere Principale, die meistens im Nichtsthun ihre Tage verbrachten, uns die wenige nöthige Arbeit überließen, und bei denen von höheren litterarischen oder künstlerischen Interessen nicht die Rede war. Politik gab es ja nicht. Es ist z. B. eine Fabel, die, ich weiß nicht woher stammt — man setzte es wohl als selbstverständlich voraus — daß ich bei meinem Principal unsere deutschen Classiker vorgefunden und kennen gelernt hätte. Mein Kirchspielvogt besaß weder Schiller noch Goethe oder Lessing, und Hebbel lieb bekanntlich den „Faust“ bei dem Pastor in Wessellburen (heimlich natürlich, bei Nacht). Daß also etwa in diesen Kreisen Musik betrieben, Shakespeare, Dante und Calderon in der Ursprache gelesen wurde, daran war nicht zu denken. Vielleicht hatte der eine oder andere Beamte in Kopenhagen im Ministerium gearbeitet und das eine oder andere dänische Buch mitgebracht. Sonst habe ich, der ich bald von allen Büchern im weiten Umkreise Bescheid wußte, nie ein Werk in einer fremden Sprache gesehen.

Die Schreiber hatten schon ihrer Beschäftigung wegen das Bedürfnis, die in Land- oder Stadtschulen oft nur mangelhafte Kenntniß und Beherrschung der Schriftsprache zu ergänzen. Deutsche Grammatik und Orthographie bildeten daher bei fast Allen Gegenstände des Studiums und der Unterhaltung, es kam mitunter zu einem lebhaften Disput zwischen Principal und Copisten über den richtigen Gebrauch eines Worts oder einer Wendung, wobei oft der Principal den Kürzeren zog. Denn selbst studirte Juristen lernten Deutsch nur nebenbei aus der lateinischen Grammatik und durch „Mfancee“, wie ich einen Secretair der Landvogtei sagen hörte. Die Schreiber aber fühlten das Interesse weiter über's praktische Bedürfnis hinaus. Ein halb Duzend von ihnen in Heide hatte, als ich in ihre Reihen trat, regelmäßigen Unterricht beim Propsten Schetelig, der mit ihnen Klopstock's Messias las, und Bücher wie Herling's vortreffliche aber schwer verständliche deutsche Syntax (aus der ich später einen Hauptstock meiner Bildung schöpfte) fanden sich bei ihnen vor. Als ich in ihren Kreis eintrat, sah ich einmal, wie mehrere Collegen Friedrich Hebbel im Zimmer meines abwesenden Principals bewundernd umstanden und sprechen hörten. Hebbel war gerade im Begriff nach Hamburg auf's Gymnasium zu gehen. Er war einundzwanzig Jahr, ich fünfzehn. Ich wußte damals schon Gedichte von ihm auswendig, wußte auch, daß er im Kreise unserer Principale verklacht wurde. Einem seiner damaligen Freunde schrieb er in's Stammbuch (der Vers ist nie gedruckt):

So hat die Stunde wirklich denn geschlagen,  
Die Dich, Geliebter, von mir reißen soll?  
So leb denn wohl! Verstummet, meine Klagen!  
Mein Freund, leb' in der Fern' auch wohl!

\* \* \*

In den Sommerferien 1864 wohnte ich mit meiner Frau auf Bellevue am Kieler Hafen. Ein kinderloser Onkel meiner Frau aus Bremen hatte uns, die wir in der Stadt nahe am Bahnhofe eine Etage inne hatten, dazu eingeladen. Mit uns zog die Tochter eines anderen Onkels in die damals so behagliche Wirthschaft ein, wo wir im geräumigen Nebenhause Marienhöhe Zimmer nach der Ostsee hinaus hatten. Es war ein regnerischer Sommer. Gleich am ersten und zweiten Tage regneten wir bei der Mittagstafel dermaßen ein, daß es schwer war zurück nach Marienhöhe zu gelangen. Ich ließ deshalb den Omnibus rufen, der damals als große Neuerung im Verkehr täglich zwei Mal von Kiel nach Bellevue fuhr, und von dem ich wußte, daß er um die Mittagszeit in der Nähe seinen Stand hielt. In diesen packte ich meine Familie für die paar Schritte ein. Mit den Meinen bestiegen zwei Herren den Wagen, die ich schon an der table d'hôte als neue Gäste bemerkt hatte. Es waren distinguirte Erscheinungen, der Eine ein auffallend schöner

Mann mit geistvollem Gesicht und vornehmer Haltung, der Andere, unbedeutend von Wuchs mit auffallend starkem Haarwuchs, erinnerte mich an unsere Haarschneider aus Frankfurt: auch andere Bekannte vom Main und dem Frankenlande fielen mir dabei ein, wie Stockhausen, Alle mit kurzem Hinterkopf und dunkel von Augen und Haarfarbe. Mein Faetotum Oberkellner Carl auf Bellevue, wußte mir über die Herren keine Nachricht zu geben, er meinte es seien berühmte Professoren. Der Kleine von ihnen mit besonders kleinen Füßen in zierlichen Schühchen, wie ich bemerkt hatte, war mit meiner Frau eingestiegen. Es fand sich, daß wir mit ihm und seinem Freunde Stubbennachbarn waren. Er hatte natürlich bemerkt, daß ich gewissermaßen hier eine Art Rolle spielte, da ich den Wagen bestellt, wohl auch andere Anordnungen getroffen hatte, ihm war vielleicht auch meine lange Gestalt aufgefallen. Er hatte dies gleich auf der Fahrt von einigen hundert Schritten gegen meine Frau geäußert und bemerkt, ich sei wohl ein gewandter Mann? was sie wohl sehr ironisch lächelnd zugegeben. Ob ich vielleicht auch Karten spiele? vielleicht Whist? „Ja“, hatte sie erwidert: „Mein Mann kann alle solche Künste“. Sie war, nebenbei gesagt, ein Feind vom Kartenspiel und ich eigentlich kein Freund davon. Aber sie konnte ja denken, was folgen würde, und das mochte ihr schon in der Aussicht darauf verdrießlich sein. „Ach, mein Freund spielt gern jeden Abend eine kleine Partie, bei diesem Regenwetter ist ja auch hier draußen sonst nichts zu machen — Sie wüßten vielleicht auch noch den vierten Mann?“ — „Ja, der Onkel spielt gern und gut“. — „Dann möchten wir gleich den Abend herüberkommen, es ist das Zimmer gerade gegenüber.“

Und das geschah denn, ich weiß nicht bei welcher Stimmung der zurückbleibenden Damen. — Vorstellung, ohne daß man die Namen recht hörte, Spiel, meinerseits mit Aufbietung aller meiner Kunst und Wissenschaft, schlecht. Daß sich das viele Abende wiederholen konnte, ohne daß ich davon lief wie sonst, und die Frauen es gern sahen, darüber folgt hier gleich die Aufklärung: wir spielten mit Liebig und Wöhler! Frauen und Töchter folgten nach, und bald gab es einen Verkehr, für mich ein geistiges Leben durch ein paar Monate, wie ich es reicher nicht wieder erlebt habe, als 1869, da Max Müller mit seiner hochgebildeten Frau und den Kindern, als ich schon Haus und Garten am Schwannenwege besaß, neun Wochen in meiner Nähe wohnte und ähnlich wie damals die großen Chemiker die ganzen Tage, fast ununterbrochen mit mir verkehrte.

Am Morgen nach unserem ersten Whistabend wanderte ich schon frühzeitig vor dem Hause, als um die Ecke der kleine Wöhler auf zierlichen Schuhen erschien, mit erhobenen Armen auf mich losstürzte und ausrief: „Wir wissen ja gar nicht, mit wem wir Karten gespielt haben, Sie sind ja Klaus Groth!“ Allerdings war ich es und freute mich über diese Begrüßung, entgegnete ihm aber sogleich: „Wenn wir hier in der Einsamkeit außerdem noch etwas miteinander zu thun haben werden, so hoffe ich, daß ich von Gesprächen zwischen Ihnen und Ihrem Freunde Liebig werde lernen dürfen, da ich schon viel von Ihnen gelernt habe. Ich habe die zwölf Bände von Berzelius' Lehrbuch der Chemie durchgelesen.“ Da schlug er die kleinen Hände über seinen prächtigen noch dunklen Haarschopf zusammen und rief erstaunt: „Sie? unmöglich!“ (Die Uebersetzung ist von Wöhler. Uebrigens verstand ich Schwedisch.) In diesem Augenblicke erschien auch Liebig um die Ecke. „Denke Dir! Groth hat den ganzen Berzelius durchgelesen!“ „Gewiß“, sagte ich lachend, und Ihre allgemein zugänglichen Werke, von den Chemischen Briefen an, habe ich natürlich alle sogleich verschlungen. Ich erzähle Ihnen dies, damit Sie im Verkehr miteinander wissen, daß Sie an mir einen aufmerksamen Schüler haben.“ Von da an waren wir Freunde, nannten uns bei unsern Namen. Aber Whist spielen mußte ich! und mir einige



Kleinigkeit Geld abnehmen lassen, mochte es mir auch sauer werden. Und Liebig steckte gewöhnlich die paar Schillinge (Groschen gab es damals bei uns noch nicht) mit dem Gesicht eines Herrschers ein, der seinen berechtigten Tribut empfängt. O welche Tage! — Und ich habe beide Freunde nicht wieder gesehen!

Als sie von uns schieden, waren unsere Verwandte schon weg nach Bremen und wir wieder in unserer Stadtwohnung am Bahnhofe eingezogen. Wir hatten die beiden Herren vor ihrer Abfahrt zum Frühstück eingeladen, ihre Damen waren auch schon abgereist. Liebig küßte meine Frau, da er ging, und sprach von Wiedersehen in München. Wöhler machte sein komisch kümmerliches Gesicht, wie er es zu thun pflegte, um seine Rührung zu verbergen, und sagte, mit der Hand Liebig nachweisend: „Sa, so nimmt er mir immer alles Beste weg!“

\* \* \*

Im Sommer 1873 besuchte ich mit meiner Frau und unseren drei Knaben, alle drei Gymnasiasten, Emanuel Geibel, den meine Frau als junges Mädchen vor Jahren in Karlsbad hatte kennen lernen, in Schwartau bei Lübeck. Wir verlebten einen schönen Tag mit ihm und Wilhelm Jensen, der mit Familie längere Zeit in Schwartau im täglichen Verkehr mit Geibel verbrachte. Am Abend wollte ich mit den Meinigen nach Lübeck fahren, um ihnen die schöne alte Hansestadt zu zeigen. Geibel begleitete uns durch den langgestreckten Ort zum Bahnhofe. Vor den Hausthüren saßen auf Bänken und Beischlägen oder Stühlen die Bewohner nebst Gästen oder Besuchern am warmen Sommerabend — es war Sonntag — festlich gekleidet, zahlreich zu beiden Seiten der nur schmalen, schlecht gepflasterten Dorfstraße. Geibel sprach, unbekümmert um die zahlreichen Zuhörer, die jedes Wort verstehen mußten, nach seiner Weise laut und ausdrücklich. Er kam plötzlich auf meinen „Heisterkrog“ zu sprechen, mir sagend: „Lieber Klaus, darüber muß ich Dir ein Wort sagen, das bin ich Dir schuldig. Ich habe ja den Heisterkrog gelesen, als Du mir ihn zuschicktest (wir sandten uns, nebenbei gesagt, gegenseitig unsere neuesten Dichtungen zu) und ja, ich habe ihn ja ganz gut gefunden. Aber jetzt habe ich ihn studirt und muß Dir sagen (mit erhobener Stimme, daß die Dorfleute aufhorchten): „es ist das schönste Idyll, das in irgend einer Sprache geschrieben ist!“ — „Emanuel“, rief ich fast erschrocken, „bedenke doch, was Du sagst, Du bist doch nicht irgend Jemand, der so etwas leicht hinspricht. Bedenke, daß ich einen Fuß hoch über das Steinpflaster hier in der Luft wandere Deiner Worte wegen!“ Da rief Geibel meine drei Jungen heran. „Behaltet Ihr es“, — und er wiederholte, wie wenn er Schülern zum Behalten dictirte, genau jene Worte. — Ich habe den Ausspruch Geibel's hin und wieder einem Freunde mitgetheilt. So ist er in's Publicum gedrungen, aber, und das ist wiederum bezeichnend für unsere Kritik: niemand hat es gewagt, die gewichtigen Worte genau mitzutheilen. Wo ich sie gedruckt gesehen habe, sind sie immer vorsichtig abgeschwächt. Warum denn? Geibel's wegen, damit er sich nicht blamire? Oder meinetwegen, damit ich nicht hochmüthig „einen Fuß hoch“ über das gemeine Erdenpflaster daher schwebe? Es soll aber doch einmal authentisch niedergeschrieben werden, benebst meinem Dank an den längst geschiedenen Freund. Ob meine Söhne die Worte behalten haben, weiß ich nicht, da ich sie nie darnach gefragt habe, ich glaube es kaum, da sie wohl ihren Werth damals schwerlich erkannt haben.

Geibel setzte dann noch seine Lobrede auf meinen Heisterkrog fort, bis wir uns an dem Bahnhofe von ihm verabschiedeten. „Ich kenne Dein Gedicht ganz genau“, setzte er hinzu, als müßte er seine lebhaftesten Worte gleichsam mir gegenüber motiviren oder entschuldigen. „Es ist auch technisch vollendet, bis zum Versbau herab. Es giebt in Deutschland

keinen Dichter, der im Stande ist, einen so vollkommenen epischen Vers zu bauen, wie Du, nicht einmal mein versgewandter Freund Paul Heyse vermag es.“ — „Ich habe vier Jahre zu dem Gedicht gebraucht“, erwiderte ich. — „Das ist nicht wohl anders möglich“, sagte Geibel darauf. „Wenn jedes Bild selbst erfunden werden muß, jedes Wort dafür gesucht, so erfordert das Zeit. Wenn Dir vielleicht noch einmal ein ähnlicher Gedanke kommen sollte, so schene Dich nicht, die Zeit zur Ausarbeitung dafür herzugeben.“ — „Aber es wird nicht gelesen“, setzte ich dann aus schmerzlicher Erfahrung hinzu. — „Es ist nicht verloren“, war Geibel's tröstliche Ansicht. — Wir nahmen Abschied.

Nach einigen Wochen wurde mir Aufschluß darüber gegeben, weshalb Geibel gerade jetzt erst meinen Heisterkrog eingehend studirt hatte. Ich erhielt nämlich den großen Goethepreis. Geibel war als Kunsttrichter gefragt worden und hatte mir den Preis zuerkannt. Er hatte auch meine anderen Sachen wahrscheinlich noch einmal aufmerksamer angesehen. Daß Geibel in seinem motivirten Urtheile über mich als Dialectdichter, das später in die Oeffentlichkeit kam, nicht in begeisterten Ausdrücken spricht, nimmt den Worten, wie ich sie aus seinem Munde gehört, nichts von ihrer Wahrheit, sie waren wohl überlegt, und es lag nichts von Schmeichelei in dem Tone, womit sie gesprochen wurden.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß man von meinem ersten Auftreten an bis zur Gegenwart hin mich nie allein lassen konnte, es mußte immer Einer neben mir genannt werden. Anfänglich nahm man Theodor Storm. Er schrieb mir einmal einen plattdeutschen Vers: „Wenn't Abend ward“, der ganz nett und stimmungsvoll ist, schrieb ihn aber eigentlich nur, um mir seine Anerkennung durch die That zu zeigen, denn er schrieb mir dabei, er könne im Grunde kein Plattdeutsch, verstehe mich aber und wisse recht gut, welch ein Schatz darin verloren gehen würde. Sobald das Gedichtchen bekannt wurde (Storm nahm es in seine Werke auf), war bald immer von den beiden plattdeutschen Dichtern die Rede, von Klaus Groth und Theodor Storm. Dann kam ja Fritz Reuter. Und es ist bekannt genug, wie sehr ich durch ihn in den Schatten gestellt wurde. Selbst als ich ein Gedicht an die Buren in Transvaal geschrieben hatte, bemerkte der Redacteur des „Dagblad“ im Haag vom 14. Februar 1896, der das Gedicht auf Betrieb des transvaal'schen Gesandten in Holland abdruckte, in einem Vorwort: „De vermaarde dichter in het plat-Duitsch, Klaus Groth, evenals zijn landgenoot Fritz Reuter, bij velen ook hier te lande zoo bekend en geliefd, werd door den heldenmood der Transvalsche Boeren diep getroffen“ u. s. w. — Wie in aller Welt kommt Fritz Reuter auch hier an meine Seite, wie es scheint, zu meiner Stütze? Er hat von Transvaal wohl nie etwas gehört oder je an die Buren gedacht, während Präsident Krüger vor einigen Jahren in Antwerpen aus dem „Quickborn“ vorlesen hörte (Dr. Hansen las daraus im Theater) und erklärte: das sei ganz seine alte Muttersprache. Ist's nicht komisch? Warum? Charakteristisch ist für fast Alle, die über mich geschrieben haben, wie sie Einer dem Andern nacherzählen, ohne mich je selbst gefragt zu haben, Professor Müllenhoff als der Erste, und gleichsam die vornehmste Autorität, an der Spitze bis zu Dr. Biese in seinem Buche über deutsche Lyrik — daß ich, als eben meine Kräfte unter übermäßiger Geistesarbeit zusammengebrochen, nach Berlin hätte gehen wollen, um weiter zu studiren und mich für das höhere Lehrfach auszubilden, d. h. Gymnasiallehrer zu werden! Der ich damals schon mehr wußte, als je einer vom „höheren“ Lehrfach gebraucht! Warum durfte ich denn nicht nach Berlin gehen, um Dichter oder, wenn das Ziel zu hoch, Schriftsteller zu werden? Freilich, selbst wenn man mich gefragt hätte, würde ich es noch nicht haben gestehen dürfen, obgleich richtig ein Dichter aus mir geworden war, man hätte ja noch nachträglich den Hochmuth gestraft. Ich hätte auch jetzt noch



nicht etwa sagen dürfen, daß ich nach Berlin wollte, um mich zum Professor vorzubereiten, auch das wäre strafwürdiger Hochmuth gewesen. Aber so sind die deutschen Gelehrten, an der Spitze die Philologen. Und doch bin ich Dr. honoris causa, wie Ehrenprofessor geworden. Und ich weiß noch sehr wohl, daß, als ich noch Mädchenlehrer in Heide war und eine Tante mich fragte, wann ich denn endlich mit dem ewigen Studiren aufhören würde, ich ihr antwortete: „Wenn ich Professor in Kiel bin.“ — Warum durfte ich nicht nach dem Kranze langen, der, wie Goethe sagt, den Dichter schmückt, so gut wie Andere nach der Ehre, ein Maler zu werden? Ach, unsere Gelehrten! Rühmten sie sich doch nachher, daß sie mich entdeckt hätten! Als wenn ich auch dazu nicht selbst der Mann hätte sein können. Höchstens ein Maler darf, nach ihrer Meinung, wie Correggio sagen: Anch' io sono pittore! ein Poet sicher nicht ohne Strafe. Und doch wußte ich mit sechzehn Jahren, als ich all' meine Verse verbrannte, weil sie sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, daß ich ein Dichter sei, ja, und meine Biographen haben es berichtet, ohne zu bedenken, daß ich gedacht wie einst Correggio.

### Aus Jakob Burckhardt's Nachlaß.

Von S. Simchowiz.

Schopenhauer hat sich einmal mit Stolz einen Oligographen, einen Wenigschreiber genannt. Er wollte seine Leser darauf aufmerksam machen, daß der äußere Umfang seiner Werke in umgekehrtem Verhältniß stünde zu ihrem innern Gehalt. Er hat nur dann zur Feder gegriffen, wenn er wirklich etwas Neues zu sagen hatte, und wenn er dieses Neue so gut zu sagen vermochte, als es ihm überhaupt möglich war. In der That sind denn auch die sechs Bände seiner sämtlichen Werke inhaltlich und formal das höchste Resultat seines ganzen Lebens und Denkens. Schopenhauer hat nach dieser Richtung hin in Deutschland nur sehr wenige Nachfolger gefunden. Wir leben jetzt in einer Zeit, in der, wie in der Epoche des Predigers Salomonis „das Büchermachen ohne Ende und das viele Geschwätz“ herrscht. Die Mehrzahl unserer Gelehrten hält es für Pflicht, mit jedem jungen Jahr auf dem Büchermarkt zu erscheinen, und die Zwischenzeit womöglich noch durch Zeitungsartikel auszufüllen. Es ist leicht begreiflich, daß sie bei einem solchen Verfahren nicht im Stande sind, ihre Gedanken völlig auszureifen zu lassen und ihnen eine classische Form zu verleihen. Als einen Wenigschreiber im Schopenhauer'schen Sinne wüßte ich unter den Lebenden nur einen Mann zu bezeichnen: den Bonner Kunsthistoriker Carl Justi. Und unter den Hingegangenen gesellen sich ihm aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nur zwei Männer: Victor Hehn und Jakob Burckhardt. Es ist überhaupt zwischen den geistigen Physiognomien dieser Drei eine entschiedene Aehnlichkeit zu constatiren: was sie auszeichnet ist der lebhafteste Sinn für alles Schöne und Große, verbunden mit einer pessimistisch-resignirenden Weltanschauung, eine ungeheure Gelehrsamkeit und Belesenheit, Hand in Hand mit einer scharfsichtigen, echt wissenschaftlichen Scepſis und einem eminent künstlerischen Sinn. Nur spärliche Bände haben sie der Welt geschenkt, aber diese Bände haben, wenn ich einen Ausdruck aus der Physik gebrauchen darf, ein sehr hohes specifisches Gewicht. In jedem ihrer Sätze ist ihr ganzes Wissen und Denken, ihre ganze gestaltende Kraft wirksam. So sind sie denn classisch im vollen Sinne des Wortes; sie haben nicht die Anwartschaft auf Popularität, wohl aber die auf Unsterblichkeit. Und noch nach Jahrhunderten wird man die Lebensarbeiten dieser drei Männer mit als die höchsten Resultate der geistigen

Cultur unserer Zeit ansehen. Es ist eine ganz reife und ruhige Bildung, die zu uns aus ihnen spricht, und das Ideal des „guten Europäers“ ist bei ihnen zur Wirklichkeit geworden.

Was nun Jakob Burckhardt betrifft, so gründet sich sein Ruhm, wenn man von einigen, kleineren Jugendarbeiten absieht, auf vier knappen Bänden: „Die Zeit Constantins des Großen“, „Der Cicerone“, „Die Cultur der Renaissance in Italien“ und „Die Geschichte der Renaissance-Architektur und -Decoration in Italien“. Diese vier Werke erschienen zwischen 1853—1867. Burckhardt hat aber danach noch weitere 30 Jahre gelebt, ohne in diesem Zeitraum auch nur eine Zeile drucken zu lassen. Er besorgte nur, und auch das wohl mit einigem Widerwillen die zweite Ausgabe des „Constantin“ und der „Renaissance-Architektur“; die weiteren Auflagen des „Cicerone“ und der „Cultur der Renaissance“ überließ er bereitwillig bei Lebzeiten fremden Händen, ein Verfahren, das wohl in der deutschen Gelehrtengeſchichte ziemlich vereinzelt dastehen dürfte. Natürlich würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß Burckhardt die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens müßig zugebracht hätte; forschen, denken und das Erforschte und Gedachte künstlerisch gestalten, war diesem Geiste ein Lebensbedürfniß. Aber er hatte eine Thätigkeit gefunden, die ihn völlig befriedigte und ausfüllte: seit 1858 fungirte er als Professor der Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt Basel und bis 1893, wo er sich zur Ruhe setzte, hat er diese Stellung bekleidet. Es entsprach offenbar seiner tiefinnerlichen Neigung, sich mündlich mitzutheilen, seinen Studenten in erster Linie, dann aber auch den weiten Kreisen seiner Baseler Mitbürger, und Diejenigen, die so glücklich waren, ihm lauschen zu dürfen, wissen wahre Wunder von seinen Vorträgen zu erzählen, von der Tiefe und dem Reichthum ihres Gehalts und der unvergleichlichen Schönheit ihrer Form. Das Gebiet, das er seinen Hörern im Laufe der Jahre vorführte, war geradezu ungeheuer. Die Kunst und Cultur der Griechen und Römer, des Mittelalters und der Neuzeit wurde in der mannigfachsten Weise behandelt und beleuchtet. Einem modernen Specialisten sträuben sich bei dem bloßen Gedanken daran die Haare! Aber nie und nirgends ist Burckhardt Dilettant oder Compiler gewesen. Was seinem Schaffen einen so hohen und unvergänglichen Werth verlieh, war der Umstand, daß er stets und überall direkt aus den Quellen schöpfte und niemals etwas aus zweiter Hand nahm. Um so bedauerlicher ist es, daß Burckhardt seinem Princip als Oligograph getreu, sich niemals dazu entschließen konnte, seine Collegia in Druck erscheinen zu lassen. Dazu hielt er sie für nicht genügend ausgereift. Und wenn er auch den einen oder anderen Cylus, den er, seiner Gewohnheit nach frei und ohne Manuscript, gehalten hatte, hinterher ausarbeitete, so blieb doch Alles in seinem Schreibtisch verschlossen liegen. Erst nach seinem im August 1897 erfolgten Tode begannen seine Erben das, was in seinem Nachlaß völlig druckreif dalag, auch der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Wie einzelne schwere Tropfen, so fallen diese Opera posthuma nieder: zuerst ein Buch über seinen Liebling Rubens, dann köstliche Studien zur italienischen Kunstgeschichte und nun endlich die griechische Culturgeschichte. Wie einer seiner fleißigsten Hörer berichtet, war Burckhardt's besuchtestes Colleg, neben dem über die französische Revolution, dasjenige über die griechische Culturgeschichte. Der Entschluß, diese Vorlesung zu halten, wurde im Winter 1868/69 gefaßt, und die Ausarbeitung nahm ihn bis Ostern 1872 in Anspruch. Schon im Sommersemester 1872 wurde das Colleg gelesen und von da ab bis 1886 jedes zweite Jahr wiederholt. Die Wirkung auf die Hörer muß eine gewaltige gewesen sein, und das mag wohl Burckhardt mit bestimmt haben, diese Vorlesungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Er begann 1880 sein Collegienheft sorgfältig zu einem Buche umzuarbeiten und stellte die ersten fünf Abschnitte, die Hälfte des Ganzen, fertig. Aber im